

Räume öffnen, Begehren erweitern. Gespräch mit Steffen Herrmann über den Unterstrich, linke Sprachpolitik, Hate Speech und queere Leiblichkeit

Anja Michaelsen, Sarah Horn

In den Feuilletons wie auch aktivistischen und politischen Kontexten wird in letzter Zeit wieder verstärkt um den Gebrauch von Sprache und ihrer Bedeutung für die Anerkennung von marginalisierten Subjektpositionen gestritten. Für die Beiträge des *onlinejournals kultur&geschlecht* sind die Autor_innen dazu angehalten, den Unterstrich zu verwenden, der die Möglichkeit einer geschlechtlichen Selbstpositionierung über die ausschließlich binäre Option männlich oder weiblich hinaus erweitert. Im Dezember 2016 haben Anja Michaelsen und Sarah Horn ein Interview mit Steffen Herrmann geführt, der 2003 in dem *arranca!*-Artikel „Performing the gap. Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung“¹ den Einsatz des Unterstrichs vorgeschlagen hat.

¹ <http://arranca.org/ausgabe/28/performing-the-gap> (zuletzt eingesehen am 20.01.2017).

k&g: Wie bist du damals auf die Idee gekommen, den Unterstrich einzuführen und was hat dich dazu motiviert?

Steffen Herrmann: Die Frage lässt sich auf unterschiedlichen Ebenen beantworten. Der praktische Hintergrund war, dass ich damals in der Redaktion von *arranca!* tätig war und wir eine Ausgabe zum Thema „Aneignung“ geplant haben. In dem Zusammenhang haben wir uns gefragt: „Wie lässt sich die Idee der Aneignung auf die Sprache übertragen?“ Daraus ist dann der Artikel zum Unterstrich entstanden.

Der theoretische Hintergrund war, dass ich das Glück hatte, in meinem ersten Semester schon Michel Foucault und Judith Butler als Autor_innen kennenzulernen. Es gab damals autonome Tutorien – ich weiß gar nicht, ob es das heute in der Form noch gibt? – da wurden beide gelesen und diskutiert. Deshalb bin ich mit diesen Theorien schon sehr früh konfrontiert gewesen. In Butlers *Körper von Gewicht* gab es dann so eine Fußnote, die mich beschäftigt hat. Darin ging es um das Thema ‚sozialer Tod‘ und die Frage: Wie lässt sich dasjenige, das sprachlich nicht in der heterosexuellen Matrix repräsentiert ist, zur Darstellung bringen? Auf der sprachlichen Ebene gab es da nur das Beispiel der Resignifikation von ‚queer‘ und das habe ich als Studierender als eine Leerstelle empfunden.

Auf einem der Kongresse der Buko (der Bundeskoordination Internationales) habe ich dann einen Workshop zu unterschiedlichen Sprachpraktiken angeboten. Da ging es um klassische Ansätze – etwa von Luise Pusch oder Verena Stephan – und um die Entwicklung einer expliziten Frauensprache im deutschen Sprachraum. Zugleich war feministische Science Fiction ganz wichtig für mich. Eins der Bücher, die ich am faszinierendsten fand, war Melissa Scotts *Shadow Man*. Die Geschichte ist nicht sonderlich bemerkenswert, aber das Buch ist wahnsinnig faszinierend, weil Scott fünf oder sechs Geschlechter mit je eigenen Pronomen und Selbstbezeichnungen einführt. In dieser Literatur ist wahnsinnig viel schon einmal durchgespielt worden! Natürlich auch bei Marge Piercy und bei Leslie Feinberg. All diese Sachen habe ich damals aufgesogen.

Gab es für den Unterstrich eine direkte Inspiration aus einem der von dir genannten Texte?

Nicht direkt, es hing mehr damit zusammen, dass in dieser Zeit viel mit Sonderzeichen auf der Tastatur experimentiert wurde. Dass es damals der Unterstrich und nicht etwa das Sternchen geworden ist, lag daran, dass mit dem Unterstrich metaphorisch ein Raum der Aneignung geöffnet werden kann. Andererseits wäre auch das Sternchen metaphorisch anschlussfähig gewesen: den Glanz und Glamour von queer, das Spiel mit Stars und Sternchen ... Da hätte man auch etwas daraus machen können. Aber es ist damals der Unterstrich geworden. Zwar gibt es den Einwand, dass sich der Unterstrich nur zwischen die Geschlechter schiebt und diese dadurch anerkennt und legitimiert. Aber ich habe den Unterstrich nie als Raum „dazwischen“ gesehen, sondern eher als einen Raum, in dem etwas entstehen kann, als einen neuen Raum, den es positiv zu besetzen gilt. Für mich war es damals sehr wichtig, Aneignung als einen positiven Begriff für eine linke Politik zu besetzen. Eine Politik, die in die Offensive geht und sich nicht nur defensiv verhält, indem sie Herrschaftsverhältnisse benennt oder selbstinkorporierte Herrschaftsverhältnisse reflektiert und so bloß noch aus einer Ohnmachts- oder Verbotsposition heraus zu handeln droht. Man droht dann nur noch danach zu fragen, was wir *nicht* tun sollten. Stattdessen – und das fand ich schon immer das Schöne an queerer Politik – ging es darum, Räume zu öffnen, Begehren zu erweitern und alternative Formen von Geschlechtlichkeiten sichtbar zu machen. Das war die Grundidee, von der der Unterstrich getragen war. Heute habe ich das Gefühl, dass das teilweise verloren gegangen ist.

Entwicklung und Aneignungen

Welche Erwartungen hattest du an den Unterstrich?

Ich hatte damals tatsächlich gar keine Erwartungen. Das war ja auch kein Appell in der Form ‚Du sollst!‘, sondern – und ich glaube, vielleicht war das entscheidend – ein Appell an ein Begehren in der Form ‚Du kannst!‘ Was dann passiert ist, konnte niemand absehen. Denn wenn man bedenkt, wie vergeschlechtlicht die deutsche Sprache ist – das sind ja nicht nur die

Nomen, sondern auch die Adjektive, die Possessivpronomen, etc. – dann wird schnell klar, dass wir es mit einer geschlechtlich völlig überdeterminierten Sprache zu tun haben. Versucht man, den Unterstrich an all jenen Stellen einzuziehen, wo es grammatisch tatsächlich notwendig ist, dann kommt doch eine sehr ungewohnte und artifizielle Sprache dabei heraus. Interessanterweise hat aber eine Kollegin von mir aus der Psychologie, die zum Unterstrich forscht, herausgefunden, dass die Lesezeit für einen Satz, der mit Unterstrich formuliert ist, sich nicht signifikant von der Lesezeit mit generischem Maskulinum unterscheidet. Man gibt so eine Idee raus in die Welt und ist dann überrascht, wenn sie sich auf Arten und Weisen weiterentwickelt, die man selbst gar nicht unbedingt für möglich gehalten hätte.

Ist vielleicht gerade diese sture geschlechtliche Eindeutigkeit, die wir in der deutschen Sprache haben, weniger ein Hindernis als vielmehr eine Herausforderung, zu intervenieren?

Das ist interessant, so habe ich das noch nicht gesehen. Dann wäre die Vergeschlechtlichung der deutschen Sprache so eine Art Sprungbrett, weil sie so viel Angriffsfläche bietet und sich daran die Kraft der Intervention multiplizieren kann. Ich würde dennoch sagen, dass die Chancen im Englischen oder etwa im Finnischen, wo es das geschlechtsneutrale Pronomen *hen* gibt, erst einmal größer sind – sowohl im Hinblick darauf, die Vergeschlechtlichung der Sprache, dort wo es gewünscht ist, zu neutralisieren als auch im Hinblick darauf, sie in Bezug auf queere Identitäten zu politisieren. Ich tendiere daher eher dazu, die Vergeschlechtlichung der deutschen Sprache als eine Schwierigkeit zu sehen, die uns, die wir in dieser Sprachgemeinschaft leben, vor spezielle Herausforderungen stellt.

Wenn man sich ansieht, wie der Unterstrich heute genutzt wird, dann gibt es diese ganz und gar depolitisierte Verwendungsweise, wo die Verwender_innen den Unterstrich einfach für den neuen Schrägstrich halten. Ich hatte mal einen Studierenden, der zu mir kam, und meinte „Wie soll ich denn meine Hausarbeit schreiben? Mit dem großen I, mit Paarformulierungen oder mit diesem Strich ...?“ Die Person wusste offensichtlich nicht, dass ich etwas mit dem Unterstrich zu tun habe. Da bin ich natürlich neugierig geworden und habe gefragt: „Woher kennen Sie diesen Strich und wofür steht der denn?“ Und da kam als Antwort: „Das ist halt das neue

Binnen-I.“ Ich glaube diese Geschichte ist symptomatisch, weil sie zeigt, dass der politische Drive des Unterstrich durch seine breite Aneignung teilweise neutralisiert wurde. Das ist die eine Sache. Die andere Sache ist die, dass der Unterstrich innerhalb von innerlinken Auseinandersetzungen teilweise, wenn ich so sagen darf, als „political correctness Dampfhammer“ eingesetzt worden ist. Da wird der Unterstrich dann zu einem Distinktionsmerkmal um zu zeigen: „Wir thematisieren noch viel mehr Ungleichverhältnisse als ihr!“ Der Unterstrich wird so zu einem politischen Werkzeug, mit dem sich unterschiedliche politische Gruppen wechselseitig voneinander abgrenzen. Auch in diesem Fall hat er nichts mehr davon, Ausdrucksmittel für diejenigen zu sein, die sich queer identifizieren und neue queere Lebensweisen verwirklichen wollen.

Symbolische und materielle Kämpfe

Worin besteht für dich die politische Bedeutung von Sprache im Verhältnis zur Anerkennung von queeren Subjektivitäten?

Die Frage nach dem Verhältnis von Sprachpolitiken und materiellen Politiken, wo es um Verteilungsgerechtigkeit geht, ist schwer zu beantworten. Oft werden die Seiten ja gegeneinander ausgespielt: „Ihr macht nur Symbolpolitik“ sagen die einen. Und die anderen sagen „Na ja, ihr seid ja total auf die materiellen Verteilungskämpfe fixiert.“ Es wird letztlich, glaube ich, nur in einer verschwisterten Politik gehen. Die Kämpfe müssen zusammen geführt werden, auf symbolisch-repräsentativer Ebene und auf der materiellen Ebene der Rechte, Ressourcen und dergleichen. Die Sprache und speziell die Verwendung des Unterstrichs ist dabei ein Mittel, um diese materiellen Kämpfe führen zu können. Sie ermöglicht es, als politisches Subjekt aufzutreten und ansprechbar zu sein. Daher denke ich, dass sich symbolische und materielle Kämpfe wechselseitig stützen.

In diesem Zusammenhang kommt ja auch immer wieder die Frage auf, wie sich die unterschiedlichen Kämpfe der feministischen Generationen zueinander verhalten und wie es der Queerfeminismus mit dem Differenzfeminismus hält. Gerade mit Butlers *Gender Trouble* ist ja der Differenzfeminismus, speziell Irigaray, in Verruf geraten. Aber wenn man sich ihre Sachen mal anschaut, sind die total faszinierend. Und gerade Irigaray

arbeitet ja auch sehr viel mit einer Sprache des Begehrens und der Öffnung und nicht mit einer repressiven Theoretisierung und Politisierung. Auf dieser Grundlage lassen sich Bündnispolitiken entwerfen. Es gilt einfach, Politik immer als lokale Politiken zu denken. Situative Angemessenheit spielt eine sehr große Rolle, sowohl in Sprachkämpfen als auch in den Kämpfen um soziale Gerechtigkeit. Deshalb muss ich auch schmunzeln, wenn ich Flyer sehe, wo von „Rassist_innen“ die Rede ist. Da frage ich mich: Wer ist damit noch adressiert? Glaubt hier jemand wirklich, dass es queere Rassisten und Rassistinnen gibt? Und falls es so etwas sogar geben sollte: Will man die dann so adressieren? Was macht man in dem Moment?

Es scheint mir auch entscheidend zu sein, in welchen Räumen man den Unterstrich in Anschlag bringt. Will man z.B. in einer Institution wie einer Stadtverwaltung mit dem Unterstrich intervenieren? Oder begnügt man sich hier erstmal mit Paarformulierungen oder dem generischen Femininum? Man muss die Räume einschätzen, in denen man sich bewegt, welche Kämpfe lohnen sich, dort ausgetragen zu werden und welche nicht. Schließlich muss man von der anderen Seite auch noch gehört werden, wenn man nicht ganz auf Macht- und Überwältigungskampf umstellen, sondern auf eine Form von Resonanz und Zugänglichkeit hoffen will. Man muss die Ebene der Kritik auch darauf abstimmen, was überhaupt Potenzial hat, gehört zu werden.

Hate Speech (Reaktion und Offensive)

Wie lässt sich aus einer sprachphilosophischen Perspektive mit Hate Speech umgehen?

Ich denke, auch diese Frage muss situativ beantwortet werden. Manchmal scheint mir aber sogar das Ignorieren die beste Taktik zu sein. Aus einer Perspektive sprachlicher Gewalt ist das zwar die extremste Form der Verletzung, weil man damit die Adressierung durch andere ganz ins Leere laufen lässt und ihnen nicht einmal eine Existenzberechtigung zuspricht. Aber manchmal kann das gegen reaktionäre Gegner wie Anti-Genderisten, Nationalisten oder Fundamentalisten eine effektive politische Technik sein. Manchmal gilt es daher sich von Hate Speech nicht über Gebühr provozieren und diskriminierende Adressierungen ins Leere laufen zu

lassen. Das geht natürlich nicht an jedem Ort und zu jeder Zeit – manchmal muss man auch reagieren. Problematisch ist natürlich, dass sich in unserer Informationsgesellschaft die Öffentlichkeiten immer weiter multiplizieren und es nicht mehr *den* Ort der öffentlichen Debatte gibt, sondern ganz viele. Das bedeutet, dass man plötzlich auf ganz vielen Feldern aktiv sein muss. Zugleich verändern sich auch die sozialen Techniken sehr stark – etwa wenn Twitterbotschaften von Social Bots geschrieben werden und plötzlich Computer Hate Speech produzieren. Dann scheinen soziale Kämpfe plötzlich auf der Ebene der technologischen Apparaturen geführt werden zu müssen. Hier tun sich viele Fragen auf, die teilweise auch ganz neuer Aktionsformen bedürfen.

Sollten diese Aktionsformen, statt immer nur auf die Konfrontation mit Hate Speech oder konservativer Sprache zu reagieren, aktiver versuchen, andere Modi der Adressierung anbringen zu können, die spielerischer neue Begehrensräume öffnen?

Dem kann ich zustimmen. Man sollte sich nicht allzu schnell in eine reaktive Position hineindrängen lassen, sondern versuchen, auch in einer agierenden Position zu sein. Vielleicht muss man aber berücksichtigen, dass sich in den letzten zehn, fünfzehn Jahren viel verändert hat. Anfang der 2000er waren die Gender Studies neu und es gab eine breite gesellschaftliche Resonanz. Im Zuge der Institutionalisierung der Gender Studies ging dann die revolutionäre Aufbruchsstimmung verloren. Heute sind wir mit einem Gender-Backlash konfrontiert, der schnell in eine reaktive Position hineinzwingt und zur Verteidigung von Besitzständen nötig.

Identität und Leiblichkeit

Ging es beim Unterstrich um eine nicht-identitäre Politik? Bzw. was wäre der Einsatz in Bezug auf das, was derzeit so häufig diffamierend als Identitätspolitik beschrieben wird?

Die Konstellation, in der der Unterstrich entstanden ist, ist eine gewesen, in der es darum ging, neue Identitäten zu ermöglichen. Insofern war mit ihm keine identitäre Politik verbunden, sondern eine Politik der Öffnung, die sagt: „Hier, schaut mal, welche Praktiken uns entgehen, wenn wir in der

zweigeschlechtlichen Matrix sozialisiert werden! Was kann ein Junge alles nicht tun? Was kann ein Mädchen normalerweise alles nicht tun? Und schaut mal, was uns dadurch alles verlorengeht, was uns die Welt vorenthält und wie viel Spaß, Begehren und Leidenschaft dadurch gehemmt wird!“

In diesen Möglichkeitsräumen können auch neue Identitäten entstehen. Mir scheint es dabei vielversprechend, solche neuen Identitäten von Konzepten wie Leiblichkeit, Praxis und Inkorporationen her zu verstehen. Geschlechtsidentität wird dann nicht vor dem Hintergrund von (ohnehin uneindeutigen) körperlichen Merkmalen verstanden, sondern im Ausgang von vergeschlechtlichenden Praktiken. Das scheint mir eine interessante Form der Identitätspolitik, die sich, ohne auf die leiblich-affektive Dimension von gelebter Geschlechtlichkeit verzichten zu müssen, von einer Biologisierung und der mit ihr verbundenen Reduktion unterscheidet. Interessanterweise hat die frühe, noch phänomenologisch inspirierte Butler, auch solche Gedanken verfolgt. In ihren Arbeiten ging das dann aber nach und nach verloren. Aber genau da würde ich starke Potenziale für alternative Identitätspolitiken sehen.

Was meinst du, was bleibt, bzw. ist es ok, wenn der Unterstrich verlorengeht?

Das kommt drauf an. [lacht] Wenn er zugunsten des generischen Maskulinums verloren geht, ist das nicht ok. Aber wenn es sich, wie jetzt, so vollzieht, dass andere, alternative Formen an die Schreibweise andocken und sie transformieren, ist das natürlich absolut wünschenswert und genau das, was passieren soll. Dadurch bleibt die politische Dynamik, die in dem Projekt drinsteckt, erhalten. Politiken müssen sich immer neu erfinden und den jeweiligen situativen Herausforderungen anpassen und stellen. So wie der Unterstrich nicht am Reißbrett entworfen worden ist, so lässt sich diese Bewegung aber auch nicht voraussagen.

Steffen K. Herrmann

Steffen K. Herrmann ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der FernUniversität in Hagen und derzeit Generalsekretär der Deutschen Gesellschaft für phänomenologische Forschung.

Kontakt: steffen.herrmann@fernuni-hagen.de